

Ein lateinisches Gedicht eines Hallensers.

Es ist ein unter Familienpapieren halb vergessenes Gedichtergewinn, welches mir heute vorliegt: ein handschriftliches lateinisches Gedicht des früheren Halle'schen Kreis-Sanitätsraths Karl Barries. Die älteren Leser werden sich des allbekannten, vielgeschriebenen, hochangesehenen Mannes noch sehr gut erinnern, viele von ihnen mit warmer Dankbarkeit für treue und unermüdete Hülfe am Krankenbett. Er war am 13. März 1815 zu Hamburg geboren, besuchte Schulsparta, studierte seit 1834 in Halle Medizin, promovierte in Berlin, war dann mehrere Jahre Assistent von Prof. R. Krause in Halle (welcher er 1866 auch durch Herausgabe einer biographischen Skizze und Charakteristik ein öffentliches Denkmal setzte) und ließ sich 1842 als Arzt hier nieder. Er hatte ungeschwiebig eine Vierteljahrhundert rassistos und thätig praktizirt, als ihn selbst eine verhängnisvolle Krankheit befiel, gegen die er vergeblich im Stillen Heilung suchte und welcher er am 23. Juli 1868 nach längerem Leiden erlag. Sein Wohn- und Sterbehause war gr. Berlin 18, welches er seit 1855 besaß, nachdem er zuerst in den Kleinschmidten und dann in der kl. Steinstraße (ehem. Wagner'sches Haus) gewohnt hatte; seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Neumarktfriedhofe.

Barries stand als Hausarzt in freundschaftlichem Verkehr mit Rudolf Neubaur aus Rittergut Kroszig am Petersberge, dem ebenfalls schon verstorbenen Vater des jetzigen Besitzers. Derselbe übermittelte ihm im Herbst 1887 als Stärkung in seiner Krankheit eine Sendung lateinisch geschriebenes Bild, und seinen Dank dafür sprach Barries in dem erwähnten lateinischen Gedichte aus, welches zugleich eine literarische Gegengabe für ein nicht lange vorher erschienenen, auch an Barries gefandenes Werk Neubaur's sein sollte (Zur Geschichte des Ritterguts Kroszig vom Besitzer Rudolf Neubaur, Halle, 1887). Dieses in Hexametern abgefaßte Gedicht ist der unermüdeten Mühe langwieriger Krankheit entlassen und damals nur Wenigen bekannt geworden, verdient es in vollem Maße, daß wir heute, nach mehr als vierzig Jahren, noch einmal kurz darauf zurückkommen. Wäre es beispielsweise das Werk eines Philologen, welcher sein Leben lang die klassischen Dichter Catullus unter den Händen gehabt hätte, so würde es diesem zwar alle Ehre machen, aber doch nichts Außergewöhnliches sein; daß dagegen ein so vielbeschäftigter, von seinem Beruf so stark in Anspruch genommener Arzt noch im Geringsten die Geduld besitzt, wie für das Gedicht Zeile für Zeile zeigt, ist gewiß nichts Häufiges und muß uns mit Staunen erfüllen. Die Verse stehen so wohlthunend und gut gefügt, wie bei den besten der neulateinischen Dichter, inhaltlich aber wird der Verfasser seinen doppelten und so verschiedenartigen Zwecke — Dank für die Widmung, Erinnerung auf das Neubaur'sche Gedichtswerk — in ungezügelter Weise und mit größtem Geschick gerecht. Man spürt noch Geist und Schülung des berühmten Worteserfinders Sophocles, welches Barries als einer der tüchtigsten Höflinge durchlief.

Das ganze, 133 Verse zählende Gedicht wird demnach in getreuer Uebersicht durch gültig zugelegte Vermittelung des Herrn Professor Gufl. Herzberg den literarischen Sammlungen des hiesigen hiesigen Geschichtes- und Alterthumsvereins überwiesen werden; hier soll nur ein gedrängter Auszug mit der ebenfalls von Barries herabgeleiteten metrischen Uebersetzung folgen. Es ist in die Form eines weisjünglichen Traumes gefaßt, in welchem die prophetische Göttin Diana erscheint, und hat folgende Uebersetzung und Einleitung:

Somnium fatidicum Rudolphi Neubauri Krosigensis. Nox erat, et coelo fulgebant sidera puro, Perque vias tactas iustrabat Luna serena; Prohinc, anglicens montem cognomine Petri, Sicut equos volucres. Cur Luna moratur? Fallitur an visu Divae? Non Lammius hic mons! Hic neque formosus, recondens sub frontibus amplis Virgili, Eodynton sequitur sus somnia laeta, — Nec mora; iam curru surgens dea talia verba Incipit affari: "Tellus distissima fragum Panditur ante oculos; pagus Krosigens alta Conspicuis turri; praei qua temporis index, Cernitur hinc, fructus vernant, hortique nitescunt! Eos, jaest Ioules sedes tua, magne Rudolphe, Qua regis dominus, prolem regis ipse simulque Servorum turbam, nec non qua caetera cuncta Sicut data pollent. Descendit summo ab Olympo Natis Dila, sedens terras hominumque potens."

(Der sich schlafend im Traum Rudolph Neubaur in Kroszig Nacht war; feter und klar vom Himmel erluchten die Sterne, Still und mit freundlichen Schein durchwanderte Luna die Wägen; Wägen, als sie den Berg, den nach Petrus benannt, erblickte, Kemmt sie der Wolfe Gelann. Was giebt's? Was hindert dich Luna? Tragt dich das göttliche Aug? Wagt liegt ja der Sammler'sche Berg hier! Hier nicht ruht im Gebüsch Eudymion's lockende Schönheit Unter die Zweige getreut und ungenauft von lieblischen Träumen. Still ledig! Denn es erbebt sich im Wägen die Göttin und spricht dann: Weilt hin breitet sich aus vor dem Auge die üppige Landschaft, Dort liegt Kroszig, das Dorf mit dem hochaufragigen Turme, Wägen an Beinen gemahnt, die schon lange verimten; es ardet

Rings um Wäde und Feld, und im Gedärm erluchten die Gärten! Dort auch das stattliche Haus! Dein Wohlthät, trefflicher Rudolph, Wo dich die Gattin regiert, doch die Kinder beherrscht du selber. Sammt der dienenden Schaar, sowie Allen was Wägen zuehrt. Doch vom Wägen herab steigt heute die Göttin zur Erde, Und es beirrit ihr Fuß die gebeligen Räume der Menschen! Diana beirrit nun das Gemach des schlafenden Haus herrn, giebt sich dem Träumenden als schlafallumdie Gestalt zu erkennen, schildert in angemessenen Umzissen die Geschichte des Ortes (wie sie Neubaur selbst in seinem Gedichte erzählt), nennt sich die Schutzgöttin des Hauses und sagt nur über die Ausrottung ihrer Lieblinge, der ihr geliebten Jagdhüter. Ferner laßt sie im Schlaf eine Entschuldigungsverzögerung, aber sie nimmt ihm das Wort vom Wägen und spricht selbst aus, was er sagen will — hier zeigt der Dichter seinen Humor nebst ergötzlicher Ironie und weilt mit wenigen Versen seiner Dankbarkeit für die Widmung Ausdruck zu geben sowie deren reiche Fülle anzudeuten —):

„Silloet est medicus morbo correptos amicus, Hunc recreare sinitens suavia carne ferarum, Infestum bellum elemosque animalibus strum Feccit nostris. — Quae, satiolabi aut non Is melius? Dicis, an carnes concepti omnes Debitur amicus gaudet? Jura, solique superque Imperium nostrum spoliat."

(Nämlich es liegt ein Arzt, der befreundet dir, nieder an Krankheit, Dieu — so war dein Wunsch — zu erquiden mit löstigem Wildfleisch)

Doch den unseligen Krieg du entzündest, die Thiere gemischt! Aber bist du, sag, ist der Arzt zu tätigen, oder Ist es unmöglich, daß? Sag, hat er die entzogene Wägen, Alles, was Fleisch, mit tierischem Schlund zu verzehren? Ich möchte Ueber und über genug sind geplündert mit Feder und Wälder.)

Sie mahnt ihn darauf, dem müderlichen Jagen Einhalt zu thun und führt ihn nach einer kurzen Pause das frühere, jetzige und künftige Gedeihen seiner Familie in einem schönen dichterischen Wäde vor Augen; dabei beginnt sie von seinem Vater der (— wiederum nach Neubaur's eigener Schritt —) vor 54 Jahren Kroszig in seinen Besitz gebracht habe:

„Aspic! Firmum Cerne virum, similem vultu specioque parenti! Ille vir, his terras nuper nosse advena, granum Inserit in solum; pariter raris, sed mox Crescit et immo, agro defixa stibulis Angustur sensim, tandemque amplissima, facta Est radii, generans truncum sinum solitumque. Jpsi proveniunt frondes, fallacine virenti Copia ne deest; forum atque uberrima frugum. Sic truncus, nutritus humo, madefactus ab imbre, Firmatus solis radiis, et melius ab auris, sed mox Grandaeus, natis simul auctus vi atque procellis, Denique ventris saeculis, seraque nepotum Praebehit proli patulus sub frontibus umbras, Viribus innotuit, nullo discrimine fracta, Celsa petens coelum ramis felicibus arbore!"

(... „Bild“ hier! Und erkennst du den Mann dort, Kräftig von Bau? Er gleicht an Gestalt und an Jagen dem Vater!)

Künftig beträt er dies Land, ein Fremdling,") siehe, er vnanat jetzt Dort in die Furche ein Korn; das triebt es ein Wägenzigen, Nimmt zu, bestet sich fest mit unerschöpflichen Jodern im Boden, Immer noch dehnt es sich aus und erhaltet zur mächtigen Wurzel Welcher ein Stamm entdickst, der gesund und von Dauer im Zweige entpfehen ihm bald und er prangt mit grünenden Wägen, Wägen in Menge sind da, viel künftige Früchte verheißend, Größer und mächtiger wird so der Stamm, es erndt ihn der Regen fällt ihm der Durs, fest macht ihn die streuliche Sonne, Edmüdeland läßt ihn die Luft; Kraft bringt Umwelter und Sturm ihm.

Nach Jahrhunderten noch giebt spätem Geschlechtern der Enkel Wägen's Schatten der Baum mit dem weit sich breitenben Quodent; Minder nicht ward ihm die Kraft, kein Schlafal konnte ihn brechen, Doch auf strebt er empor in den Himmel mit glücklichen Zweigen.") Curra Luna residens Permulgens et equos spumantes, tendit habenas, Et properans coelo, Krosigia tecta relinquit.

(... Luna steigt in den Wägen, Greift nach den Sämmeln, ahnt nicht, daß sie schlammenden Wägen Ent dann am Himmel dahin und verläßt die Wägen der Kroszig.)

Der Berg Catmos in Karion, wo Diana den schlafenden Eudymion traf. — \*) Im Orte des Ritterguts Kroszig befindet sich ein mächtiger alter Baum (Bergahorn). — \*) Oberamtmann Neubaur, Wägen der Domäne Reubeben, erstand am 11. Decbr. 1813 das Rittergut Kroszig von der Familie v. Troth und siedelte 1818 hierher über.

Ein Stück aus der „guten alten Zeit“.

Um dem Staate einen namhaften Gewinn aus dem Salzhandel zu verschaffen, wurde in Preußen während der Regierung Friedrich Wilhelm I. der Jogen, „Salzwang“ eingeführt, nach welchem jede Haushaltung zc. eine fest bestimmte Menge Salz für das Jahr von den Verkaufsstellen („Salzleitern“) zu entnehmen hatte, welche ihrerseits wieder ihren Bedarf aus den königlichen Niederlagen, Faktoreien zc. erzielten (unter Wegand, d. h. das Herzogthum Magdeburg mit Grafschaft Mansfeld, ward am 24. October 1726 mit dem Salzwanng beklädt, andere Landeswägen früher). Zur Durchführung der Maßregel waren „Salzinspektoren“ eingesetzt, welche die Einwohner der Städte und Dörfer in die „Proberegister“ einschrieben

und ihnen „Salzbücher“ mit genauer Angabe der auf den Hauswirth zc. entfallenden Salzmenge ausreichten. Dabei wurden auf jede über 9 Jahre alte Person jährlich vier Meßen Salz gerechnet, außerdem auf je vier Personen zwei Meßen „vor das Einwickeln“, auf je tragende oder milchende Kuh, zwei Meßen, ebensoviel für je zehn milchende Schafe zc. Die richtige Entnahme der zugeschriebenen Salzmenge vom „Seller“ (Verkäufer) wurde durch jährlich wiederkehrende Kontrolle der Inspektoren überwacht und dabei jede zu wenig entnommene Meße mit 4 Groschen Strafe geahndet, während der Kaufpreis auf dem platten Lande für die Meße 1 Groschen, in der Scheffel 16 Groschen, in den mit Accise versehenen Städten betrug 1 1/2 und 18 Groschen betrug.

Natürlich kamen dabei die weitgehenden Hinterziehungen vor, so daß immer verstärkte Strafbede erlassen wurden. Ein solches bis zur Androhung der Todesstrafe gehendes Edict bringen wir nun aus einer uns bedingfügigen kleinen Sammlung von 7 beratigen (gedruckten) Aktenstücken, die im Uebrigen nicht Neues bieten, sondern, soweit sie selbständige Bedeutung haben, in der einschlägigen Literatur schon benutzt und angeführt sind. Das Edict bezieht sich auf Bonnern, hat aber gerade für unseren Vaterkreis deshalb Interesse, weil es sich dabei um Halle'sches Salz handelte, welches in die königlichen Magazine von Anklam, Stettin und Demmin übergeführt und von hier weiter verkauft wurde.

Edict. Daß diejenige Menge das von den Salzinspektoren Ihnen zugeschriebene Salz-Quantum nicht nehmen, noch deshalb rechtmäßige Ursachen bebringen, Das erste maß 3 Tage nacheinander 4 Stunden auf den Hof reiten, oder so lange in den Ganten) gestellt, Das zweite maß auf 4 Wochen in die Karre) gebracht, Das dritte maß aber ohne Gnade aufgehoben werden sollen. Sub Dato Berlin, den 14. Martii Anno 1730.

Nachdem Seiner königl. Majestät in Preußen, zc. zc. Unserem Allergnädigsten Herrn, angezeigt worden, was massen in Dero Herzogthümern Bor- und Hinter-Bonnern sehr viele Unrechtheiten getrieben, Er. königl. Majestät auch aus benannten Urtheilen in Dero Herzogthümern Bor- und Hinter-Bonnern die geringe Unterthanen wegen des nicht genommenen Salz-Quantum, als welches jedesmal von den verordneten Salzinspektoren so moderat nach Proportion der Beronen und des Viehes angesetzt wird, daß sie selbiges zum allernützlichsten gebrauchen müssen, nicht an Geld, dagegen aber mit aller Schärfe am Leibe gestrafft wissen wollen:

Wir verordnen Sie Straff dieses, daß wann jemand das ihm zugeschriebene Salz-Quantum nicht nimmt, und dessen keine erhebliche Ursache, noch einigen Abgang an Beronen oder Vieh, worauf bei dem Aufschlag seines Salz-Quantum gesehen worden, bebringen kan, und also daraus offenbar ist, daß er zu seiner Consumption ander fremdes verbotenes Salz gebraucht haben müsse, das erste maß drei Tage nacheinander vier Stunden auf dem Hof reiten, oder auf so lange in den Ganten gestellt, das zweite maß auf vier Wochen in die Karre gebracht, das dritte maß aber ohne Gnade aufgehoben und mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht werden soll. Es werden demnach alle und jede Unterthanen in den Herzogthümern Bor- und Hinter-Bonnern Straff dieses ernstlich erinnert und bewahrt, sich hierdurch schuldig zu achten und für Schäden zu haften. Damit auch niemand die Unwissenheit zu seiner Unschuldig-ung bedorren könne, soll dieses Edict zum Druck gebracht, worüber Dren publizirt und öffentlich angeschlagen werden. Gegeben zu Berlin, den 14. Martii Anno 1730.

Fr. Wilhelm.

1) „Vordreiten“ — eine Wägen des Franzosenkriegs. 2) „Gant“ oder „Gantwägen“ — ebenfalls eine Art des Franzosenkriegs, ursprünglich für Hanfverfröhr („Bergantse“) bestimmt. 3) „Karre“ — die Karrenstraße der Wägen oder Festungswägen, welche Erdarbeiten und dgl. ausführen mußten.

Der Kunst, mit einer Dame zu plaudern.

widmet Julius Stettenheimer eine anregende, insbesondere aber eine sehr wahre Untersuchung im jüngsten Heft des „Humoristischen Deutschland“. Wir wollen hier die wesentlichen Punkte der Stettenheimer'schen Studie wiedergeben:

... Die Kunst, mit einer Dame zu plaudern, ist den meisten Männern gänzlich abhanden gekommen, oder sie wird mit einer Unbeholfenheit ausgeübt, die jeden Urtheilsfähigen, der sie als Obergrenze kennen gelernt hat, mit wahrem Entsetzen erfüllen muß. Man werke nur einen Blick in unsere sogenannte Gesellschaft. Durch ein Packet Einladungskarten ist, um mich gegen Gewohnheit militärisch auszudrücken, zum Futtern geladen worden. Herr Soundso heißt Frau Gemahlin, heißt es auf diesen Karten. Herr Soundso freut sich oder freut sich nicht auf ein gutes Menü, das er längst auswendig gegessen hat. Das Dinner macht ihm wenig Mühe. Kurz vor der Execution wirft er sich in den Frack. Aber die Frau Gemahlin hat Stundenlang zu thun, um die Nierenarbeit der Toilette zu bewerkstelligen. Und wie wird diese Mühe belohnt? Der Wirth hat sie einen der Wägen überantwortet, ohne sich zu fragen, ob derselbe nicht der allernützlichste seiner Tafelrunde sei. Hier entscheidet nur das Anrauge-

ment. Der Herr darf nicht in der Nähe seiner Frau, nicht gegenüber einem Geheimniß, oder einer seiner Verwandten, mit der er auf gespannter Fuße steht, nicht zu weit von der Wirthin sitzen. Nachdem der für ihn bestimmte Sessel also besetzt ist, wird auf der Seite der Eingeladenen die Dame für ihn ausgesucht. Vor dem Gang zur Tafel bilden sich in der Vorhalle zwei Gruppen, eine männliche und eine weibliche, deren jede sich, so gut es gehen mag, bis zum Marsch in den Speisesaal langweilt. Der Wirth geht umher und flüstert Jedem den Namen der ihm nachher bestimmenden Dame in's Ohr. Er hat dabei einen Fettel wie ein Feldweibel in der Hand, der die Posten besetzt. Oder es ist den Herren schon beim Betreten des Rordors eine Karte überreicht worden, die ihm die Tischnachbarin überweist. Auf die Dame selbst, auf deren Gesicht, deren Temperament, deren Geschmack ist dabei keine Rücksicht genommen. Der Wirth hat es sich ohne Weiteres erlaubt, über dieselbe nach Willkür zu verfügen, und während sie noch hofft, sich zu unterhalten, hat sie Unheil schon getroffen, sie ist für die nächsten drei Stunden vielleicht einem bösen Nachbar angetraut, der sie entweder gar nicht oder, was noch schlimmer ist, mit Dingen unterhält, die ihr gleichgültig sind, und der doch als ihr Tischnachbar sehr für ihn will. „Denn“, so sprach der Wirth, „er soll Dein Herr sein“. Und nun sitzt er da, schüdt das Menu, stellt Brottüchlein her, spricht mit dem ihm gegenüber sitzenden Herrn, und wenn es ihm einfällt, daß er neben einer Dame sitzt, so wendet er sich an diese mit der Frage, ob sie gestern im Theater gewesen sei.

Die Damen, welche jahrelang mit ihren Tischnachbarn die schimmlichsten Erfahrungen gemacht, bemerken sich schon auf die geringste Anregung hin, den Funken der Unregulation zur leuchtenden Flamme anzufachen und den Nachbar, wenn er nicht gar zu schüchtern ist, in Gang zu halten. Ihr Geist ist beweglich, sie sind mittelstänisch und denken sich schon deshalb, den feineren Gatt neben sich zu befehlen, weil sie eitel sind und deshalb fürchten, man könnte meinen, daß sie das Schweigen des Nachbarn verüben. Sie wissen einen ungenüßlichen Satz gewandt anzufangen und denselben, noch bevor sein Inhalt erschöpft ist, auf einen anderen so geschickt überzuliegen, daß der Nachbar nur zu folgen braucht, um nicht geradezu als lässig langweilig zu gelten. Und bald wird er Geschmack an seinem Mitgesetze finden, denn er wird oft viel Geist, Urtheil, anmutigen Witz und überlegenen Verstand finden.

Viele Männer, welche nicht zu der geschätzten Fraktion gehören, sondern das Bestreben haben, sich vor den Damen, mit denen sie der Zufall zusammenstößt, hören zu lassen, sind deshalb noch keine Plauderflinker, denn sie pflegen sich mit ihrem Geplauder nicht dem zu zeigen, was die Damen interessiert, sondern sich einzubilden, daß die Damen mit Allem zufrieden sein müssen, was sie sprechen, weil sie selbst sich für ihren Gegenstand interessieren. Die Damen, welche betamlich Meisterinnen der Beobachtung, besonders in der Gesellschaft sind, werden ihnen freilich höflich zuhören, aber bald werden ihre Ohren ermüden, sie werden nur noch befehen oder zustimmend nicken, züellos umhersehen und nur mit Mühe was bleiben. Selbst die eingebendsten Mittheilungen über Solowjow, Herrengarderobe, Stawarten, Erntemaschinen, Pferdeucht, Vorzüge anderer Frauen, Kabal, Grundstücke und Petroleum-einfuhr sind nicht im Stande, ein Frauenohr zu fesseln. Wenn eine Dame so geschwätzlich, einen Mann von Bringenmachin, Martihallen, Kuchenbuden, den Vorzügen anderer Männer, von Strumpfweber und Kindermeß zu unterhalten, so würde der Betroffene gewiß außer sich sein und sich bitter darüber beklagen, daß er durch einen unerheblichen Rückschlag der Tischordnung neben ein solches phantastisches Weib gerathen sei.

Selbstverständlich verlangt ich nicht, daß Jedermann festhin plaudern solle. Es mag ebenso ermüden sein, stundenlang gestrichelt plaudern hören zu müssen, wie das stundenlange Sitzen neben einem Wortfänger oder neben einem albernem Schwätzer. Auch das weise Maßhalten gehört zur Kunst des Plauderns. Ni jamais, ni toujours! ist eine der Regeln dieser schönen Kunst. Und der Schweiger wird sogar jeder Dame angenehmer sein als der Redeliege, der eine Unmasse Nichts hervorbringt, oder seine Höflichkeit zu Wort kommen läßt, oder gar ein nervös machendes Organ besitzt.

Sehr brüal wird der Tischnachbar, wenn das „Gelegene Maßigkeit“ erlöbt und er nun wieder frei geworden. Da ist er der Sklave, der die Kette bricht, von dem Schiller singt, daß man vor ihm zu erzittern hat. Nachdem der befreite Herr seine Dame in ein Nebenzimmer transportirt hat, bestimmet er sich nicht mehr um sie, und während sich dafelbst ein großer Haufen von Damen zusammenballt, die sich die Hände schütteln, sonst aber nichts anzufangen wissen, um die Langeweile zu verheuchen, wälzen sich die Herren in ein entsetzt liegendes Zimmer, wo geraucht, Bier getrunken, Karten gespielt und ungemein viel und laut geplaudert wird.

Ueber als den Frauen, denen ja nichts mehr neu ist, geht es den jungen Mädchen. Ach, diese armen, hübschen, liebenswürdigen Mädchen! Wie bald ist der Zauber, den das Wort Gesellschaft auf sie ausübte, fast spurlos verschwunden! Mit welcher Ungebuld haben sie die Stunde herbeigesehnt, wo sich das kurze Schulleid, das sie bis dahin trugen, in eine Schleppe verlängert wird! Nun treten sie in die Gesellschaft. Den großen fragenden Augen ist Alles neu, das Gewöhnlichste interessant. Es sind Engel, die ihre Flügel in der Garderobe abgegeben haben. Die Blicke der Mütter ruhen wachsam auf ihnen, wachsam und stolz. Diese jungen Mädchen sind sehr intelligent und haben viel gelernt. Bismarck schildert, wenn ich nicht irre, in einem hierher bezühmt gewordenen Briefe an seine Gemahlin seine historische Zusammenkunft mit dem in die

Gefangenschaft gehenden entthronten Napoleon. Der Kanzler erzählt, er habe neben dem Chevalier gesehen wie ein junger Mann, der ein junges Mädchen vor Polonoise engagirt habe und nicht wisse, was er mit ihr reden solle. Unter den vielen kernigen, geschickten Worten Bismarck's gehört dieses zu den treffendsten. Die Situation ist meisterhaft geschildert, die ganze Feinheit der Rede mit einigen Federstrichen vollkommen dargestellt.

Ja, diese jungen Männer wissen nicht, was sie mit den jungen Mädchen reden sollen. Manchem schwingt man sich zu einer Gesprächsleitung auf.

„Haben Sie in diesem Winter schon viel getanzt, Fräulein?“

„Nicht viel.“  
 „Paule.“  
 „Werden Sie den Opernball besuchen?“  
 „Ich fürchte nem. Mein Papa ist ein abgelagter Feind des Standes der öffentlichen Ballbäder, und er hat die Absicht, nur der Gewalt zu weichen, d. h., wenn die Mama auf den Besuch des Balles besteht. Aber auch sie fürchtet die ja auch wenig beneidenswerthe Rolle der Ballmutter in der Öffentlichkeit.“

„So?“  
 „Paule.“ Sie tanzen wieder. Dann fährt er seine Dame auf ihren Platz, ist sehr erschöpft und begiebt sich mit Klagen über Anstrengungen unter seine Freunde.

Wie beim Tanz, so bei Tisch. Das junge Mädchen wird wieder inquirirt, besonders über ihren Theaterbesuch, oder hört einige laudläufige Complimente, die sie ihrem Vorkant noch längst kennt und seit der Suppe mit einer gewissen Aengstlichkeit erwartet hat. Schließlich kommt der Ketter in der Wüste, allerdings der Jadede, der existirt: die Bonbonstropfe. Der junge Mann läßt den Conditior für sich sprechen. Ein süßer Vormund. Dann kommt noch ein kleines Peloton von Knallbonbonschöpfen, welches das Ganze mit einem alten und höchst lästigen Effekt abschließt.

Diese Vain der Plauderei sind indeß nicht die schlimmsten ihrer Art. Ich rechne unter diese alle die Jünglinge der Schöpfung, welche in Gesellschaft junger Damen die Kunst, von der wir sprechen, seltener, um für Virtuosen zu gelten, indem sie Fragen stellen, die sie selbst nicht beantworten können, und Gegenstände auf die Tagesordnung setzen, die ihnen selbst fremd sind und vor Allem dem Geist und dem Verstand der Mädchen fern liegen. Sie haben von der Oberfläche der öffentlichen Diskussion über brennende künstlerische, literarische und politische Fragen einige Brocken angelegt und verdrren sie nun den hübschen Backstücken, welche von einem heillosen Neipet vor dem gewaltigen Geist des Sprechenden erfüllt werden, aber denen es absolut gleichgültig ist, ob die Statuen bemalt werden, oder weiß bleiben sollen, ob Zöven Schule macht oder nicht, ob die Solonialpolitik von Nutzen für die deutsche Gesamtheit ist. Die Damen wollen weder unter ihrem Bildungsgrade, noch über ihren Horizont hinaus geistig behäftigt sein.

Unser jungen Männer lernen so viel, um sich zu unterhalten, sie sollen auch lernen, Andere zu amüsiren. Es wäre im Interesse unserer Gesellschaft zu wünschen, daß sie, wie andere Künste, auch die Kunst erlernen mit Damen zu plaudern. Aber — läßt die sich erlernen?

**In den April geschickt.**

Historische Novelle von Max Steiner (Sib. Frey).

Der Chevalier sah sich im Saale um.  
 „Alle Wetter, Comtesable“, sagte er, seinen mächtigen Schnurrbart streichelnd. „Ein solcher Kranz von Frauen! Und eine stets schönere als die andere! Ich hatte mir das Leben in Rouen niemals so verlockend vorgestellt. Man sollte meinen, wir befinden uns direkt in Paris, in den glänzenden Gemächern des Louvre, wenn Se. Majestät König Ludwig XI. einer seiner Empfangsabende abhält.“  
 Das verwirrte Gesicht des Comtesables erblickte sich bei diesem Bode.

„Was wollt Ihr! Rouen liegt auch in Frankreich, und da wäre es doch merkwürdig, wenn die Vorzüge, welche man stets an den Pariserinnen rühmt, nicht auch bei den Frauen der übrigen Orte vorhanden sein sollten. Ich sage Euch, Chevalier! Ihr werdet hier ein ganz angenehmes Leben führen — abgesehen natürlich von den immerhin schweren Pflichten, welche die verantwortliche Stellung eines Commandanten, zumal bei den augenblicklichen Verhältnissen, in sich schließt.“

„Wer ist das junge Mädchen“, sagte der Chevalier rasch einfallend, indem er mit einer Besse seine Frage begleitete.

„Diana von Vezlingen! Hat man Euch denn dem kleinen Wilsfang noch nicht vorgestellt“, versetzte der Comtesable.

„Nein, zu meinem aufrichtigen Bedauern! denn das Fräulein ist sehr hübsch!“

„Allerdings! Aber sie ist nicht minder gefährlich.“

„In welchem Tone Ihr das sagt, Comtesable!“

„Meint Ihr, weil ich jung bin, müßte jeder Blick aus ichömem Auge, der auf mich fällt, sofort mein Herz in Flammen setzen?“

„Offen gesagt, Chevalier: man hat mir des öfteren erzählt, daß Ihr nicht unempfindlich seid wider solche Reize. Allein ich weiß auch eben so gut, daß Eure Tapferkeit nicht zurück steht hinter den mannigfachen interessanten Abenteuern, deren Held Ihr gewesen. Und vor Allem bin ich überzeugt, das Euch die Liebe niemals in einen Conflict bringen wird mit den Pflichten, die Ihr auf Euch genommen. Sont' hätte Euch sicherlich Se. Majestät unter gnädigster Krönung Ludwig XI. damit betraut, das schwere Amt einzunehmen, welches ich bisher inne gehabt.“

„Ihr meint, daß das Fräulein von Vezlingen“ —  
 „Kommt mit, Chevalier! Ich möchte Euch noch manchen Witz geben. Doch dazu bedürfen wir der Ruhe. Und hier, wo sich so viele Menschen zusammenbringen, ist nicht gut der Ort, über derlei Sachen zu sprechen.“

Die beiden Männer gingen an der Gruppe vorüber, in deren Mitte sich die junge Rothringerin befand. Sie beherrschte dieselbe augenblicklich nicht nur durch ihre Schönheit, mit welcher sie jede Frau übertrahle, sondern auch durch den sprühenden Geist, durch die an Muthwillen streifende Laune, womit sie jede Frage, welche an sie gerichtet wurde, sofort zurück gab.

Diese Scene fand an einem Winterabend des Jahres 1472 statt, auf einem Feste, welches der Comtesable Rene von Guise, bisheriger Commandant von Rouen, der vornehmen Familien dieser gehoramen Stadt gab, als ihn Ludwig XI. nach Paris berief, um ihn an die Spitze des Heeres zu schiden, welches die ausländischen Vasallen im Süden Frankreichs zu ihrer Pflicht zurückzuführen sollte.

Sein Nachfolger war der Chevalier Gaston von Brassac, ein Günstling des Königs, ein schöner blühender Mann im thatkräftigen Alter, und, wie der alte Haubeger, der Comtesable von Guise ebenso wahr wie aufrichtig bemerkt hatte, nicht minder bekannt wegen seines persönlichen Muthes als wegen der mannigfachen galanten Beziehungen, in welche er bereits verwickelt gewesen.

Uebrigens hatte der Comtesable Recht, wenn er die Schwierigkeit der Stellung betonte, zu welcher der Chevalier berufen worden. Es bedurfte zu derselben ebenso viel Energie wie Schlaueit. Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres als den Erwerb einer Provinz, des deutschen Herzogthums Lothringen, welches damals wie heute für Frankreich das schätzbarste Ziel seiner Politik gewesen.

Der Sachverhalt war folgender.  
 Ludwig XI. ebenjo schlau wie ländergerig, ebenjo gewissenlos wie grausam, hielt in seiner Stadt Rouen den Herzog Eberhard von Lothringen nebst dessen Gemahlin Jakobia gefangen. Auf einer Meile von Egen, welche je nach französisches Gebiet machen mußten, hatte man das hohe Ehepaar einfach seiner Freiheit beraubt. Man wart sie allerdings nicht in Gefesseln oder fagte ihnen gewaltthätige Behandlung zu.

Davor hätte sich der schlaue Monarch, obwohl Grausamkeit sonst der ausgesprochene Zug seines Charakters war, weil er fürchten mußte, daß er dadurch eine Coalition der Fürsten wider sich in das Leben rufen könne. Unter dem Vorwande, der Herzog und seine Gemahlin möchten seine Gäste bleiben, bis eine Streiftrage, welche zwischen ihnen schwebte, erledigt sei, hielt er sie in seinem Lande zurück. Zum Wohneis wies er ihnen Rouen an, wo sie allerdings scheinbar jegliche Freiheit genossen, aber thatsächlich doch Gefangene waren. Denn wenn sie auch mit der Achtung, welche ihre vornehme Stellung erheische, behandelt wurden, waren sie doch auf Schritt und Tritt bewacht und durften vor Allen die Ringmauern der Stadt keinen Augenblick verlassen. Vergebens protestirte der Herzog gegen solche Beschränkung seiner Freiheit. Mächt ging vor Recht. Vergebens rief er den Kaiser um Hilfe an. Die Dynastie Deutschlands war viel zu groß, als daß man an einen Krieg mit Frankreich denken konnte. Kaiser Friedrich III. beschränkte sich darauf, Ludwig XI. Vorstellungen zu machen, welche dieser mit Ausflüchten beantwortete, die seine Handlungsweise beibrügten, aber nicht änderten. (Schluß folgt.)

**Mannigfaltiges.**

**Charade von Verthold Anrau.**  
 Die Erste ist ein lebhaft Thier,  
 Jedoch die Zweite selbet ihr.  
 Die brauchst Du stets beim Tange,  
 Stalich ist das Ganze.

**Somonym von G. S.**  
 Der Maler hat's  
 Im Atelier  
 Der Dreiter hat's  
 Auf seinem Klapp,  
 Auf dem Hüft.

**Räthsel aus Nr. 10.**  
 1. Geheim schrift: Zur Lösung der Geheimchrift bediene man sich eines Schabens, was es untenstehende. Man schneide aus diesem die getrennten Felder heraus und lege es auf die Aufgabe von rechts nach links im Kreise herumtreiben.

X	X	X	X	X	X	X	X
X	X	X	X	X	X	X	X
X	X	X	X	X	X	X	X
X	X	X	X	X	X	X	X
X	X	X	X	X	X	X	X
X	X	X	X	X	X	X	X
X	X	X	X	X	X	X	X
X	X	X	X	X	X	X	X

Wenn sich die Sprüche widersprechen, ist's eine Täuschung und kein Werbrechen. Du kennst nur wieder von Blatt zu Blatt, daß jedes Ding zwei Seiten hat.

2. Charade: Barbier.  
**Correspondenz zu Nr. 10.**  
 G. Werner, Alles richtig. Geschwister S., Anna St., Anton Saring in Nr. Louis G., G. H. Maria Müller, F. Werner, 2 richtig. Fam. Krüger 1. ziemlich richtig.